



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fischerleben auf der Adria

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gethan werden kann. Übrigens wird jetzt auch in China selbst schon viel Opium gewonnen. Die Hoffnung also, die manche wohlmeinenden Missionare anscheinend noch immer hegen, nämlich daß noch der Tag kommen werde, wo im ganzen China kein Opium mehr zu haben sei, ist leider wohl vergeblich. Noch vor fünfzig Jahren wäre es wohl möglich gewesen, das durchzusetzen, aber jetzt ist es zu spät dazu.

Es wird immer bedauerlich bleiben, daß sich die ersten Europäer, die den Chinesen als Sieger gegenüberstanden, nicht dazu entschließen konnten, hochherzig die Bitten der Besiegten in dieser Hinsicht zu erfüllen und selbst mit aller Kraft dem Opiumhandel entgegenzutreten. So griff nun das Übel zugleich mit der zunehmenden Ansiedlung von Ausländern, die im übrigen so segensreiche Folgen hatte, immer weiter um sich. Denn ein Übel bleibt es, man sage, was man will. Alle Beweise von der im Verhältnis zur Größe des Reichs nicht weiten Verbreitung des Rauchens, die auch in ausländischen Blättern stark übertrieben wird, sowie von der sehr geringen Schädlichkeit bei mäßigem Genuß können die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß eine große Zahl von Menschen dadurch körperlich und geistig vollständig zu Grunde gerichtet wird. Auch die sehr beliebte Behauptung, die meisten Menschen könnten nun einmal nicht ohne ein Reizmittel auskommen, ist oberflächlich und trifft nicht den Kern der Sache. Könnte man in einem europäischen Lande den Branntwein auf irgend eine Weise ganz abschaffen, so würde dieses Land dadurch im allgemeinen gewiß nicht unglücklicher werden, sondern glücklicher. Genau so ist es in China mit dem Opium.

(Schluß folgt)



Fischerleben auf der Adria



ie vielen deutschen Gäste, die sich seit der Anlegung der großen Gaststätten zu Abbazia am istrischen Strande alljährlich nach diesem lorbeerumschatteten Orte begeben, finden an dem felsigen Ufer, wo der Waldwuchs immergrüner Bäume bis zum Wellenschaum hinabreicht, allerlei Schaustücke, die sich von denen der nordischen Meeresufer ganz und gar unterscheiden.

Wenn um die Mitte des Mai der Judasbaum blüht (der türkische Ergavan, dessen roter Blütenwipfel sich dort im Osten gern zwischen den Cypressen der Grabstätten erhebt), dann sind die anmutigen Gaststätten dieses Strandes, des österreichischen Norderney oder Trouville, schon angefüllt mit lustigem Badevolk, wie es sich erst zwei Monate später nach den Meeren des Nordens

wagt. Korkeichen und andre immergrüne Eichen, mit den klastert hohen, weißblütigen Callunas und allerlei weißen und roten Cistrosen untermengt, von der rotbeerigen rauhen Stechwinde des Mittelmeerbeckens durchflochten, von einem Wirrsal des baumartigen immergrünen Wegdorns durchsetzt, veranschaulichen die Wirkung des südeuropäischen Meerklimas.

Oft erscheinen Fischer zwischen den Klippen und ziehen mit Gesang ihre Netze ein, in denen die Tiere mit dem silbernen Meererglanz blinken. Ist es doch dieselbe Thalatta, die der ionische Dichter die fischreiche genannt hat.

Der Anblick der Fische, wenn sie auf den Grund der Barke gelegt oder einem Harrenden, der am Strande steht, zugeworfen werden, ist nicht nur ein Küchengebicht, sondern ergänzt in seinem Stillleben jenes Farbenspiel, das uns die innern Flächen der Muschelschalen geboten haben, als wir sie zusammen mit vielem Meeressand mit der Hand aus der hintersten Klüftung des Felseneinschnitts schöpften. Wie das Meer im Laufe des Tags unter dem Wandel des Gestirns allerlei metallische Farben annimmt, so glänzt es auch an vielen dieser Fische goldig oder kupfern oder in der Färbung andrer Erzstufen.

Wer sich ermannt und von den weichen Lehnstühlen des Kaffeehauses weg hinausgeht auf die Wege, die sich längs des Meers, längs der Lorbeeren, Steineichen und Cedern hinziehen, der handelt nicht nur dem Zweck entsprechend, der ihn hierher geführt hat, sondern er verschafft sich auch einen Genuß, wie er nur in solchen Landschaften geboten wird.

In der Schlucht, aus der ein reichlicher Bach dem Meer entgegenrinnt, das ihn mit langen Wellenreihen auf dem flachen Sand aufhält, begrüßt den Gast vielstimmiger Gesang der Nachtigallen. Citronenkraut, Satureja, Thymian und Lavendel duften ihm aufgefrischt entgegen. Die Nachtigallen lieben, gleich dem Ölbaum, die Nähe des Wassers. Tief neigt sich dort, wo das süße Wasser sich mit der Salzflut zu vermengen beginnt, unter dem Andrang des salzigen Hauchs das hohe Schalmeienrohr, das noch heute mit dem Namen *Arundo donax*, den es von der gelehrten Botanik bekommen hat, an die sanfte Bewegung des Schafts erinnert, die vor allem den Augen der Griechen auffiel.

In diesen Wochen regt sich ein absonderliches Leben in den Tiefen des Meeres, wohin kein menschlicher Blick dringt. So können wir es auch nur nach seiner Fernhinäufßerung abschätzen, etwa so, wie der Bewohner einer Gebirgsgegend, der zu gewissen Zeiten die Scharen städtischer Ankömmlinge wahrnimmt, sich aus diesem Schauspiel ein Bild von den Vorgängen auf entlegnen Bahnhöfen macht. In diesen kalten, finstern Tiefen, in den Thälern, die Hunderte von Metern hoch von der Salzflut überwallt werden, beunruhigt die stummen Lebewesen in diesen Tagen derselbe Trieb, von dem die Bewohner der trocknen Erde und der Lüfte in so vielen Bewegungen und Tönen Kunde

geben. In diesem Bethätigungstrieb wandern die Insassen, für die es in der Kälte und Dunkelheit der tiefen „Meerschafft“ keine Jahreszeiten giebt, zu entlegnen, sonnigen Ufern, in deren Schaum der Frühlingwind schon längst so manches Blütenblatt der Mandelbäume hinabgeweht hat.

Die Griechen sahen einst in dem Thunfisch, jenem mächtigen Stachelklosser, der sich jetzt gegen die Oberfläche und den Rand des Meeres emporhebt, eine Hinweisung auf den Mond, der schimmernd den Wellen entsteigt — nicht minder aber auch auf die Einwirkung jener Göttin, die den Pfeilen der Jäger und den Netzen der Fischer ihre Beute entgegenbringt, und weihet ihn, beide Bilder im Auge behaltend, der Artemis, die Seen und Meere durchschweift. Die Einbildungskraft des Volks an diesen Küsten bringt den Wanderzug der Thune, zu deren Empfang man jetzt anfängt sich bereit zu halten, nicht mit solchen Erwägungen und Vorstellungen in Zusammenhang. Es setzt diese Spende des Meeres mit den ersten Anzeichen der freundlichsten Spende des Landes, nämlich dem Wein, in Verbindung. Die Leute sagen: Wenn der Weinstock seine Knospen zu öffnen beginnt, dann rücken die Heere der Thune heran. Das ganze Treiben, das damit zusammenhängt, ist zugleich so seltsam und so wenig bekannt, daß sich eine Schilderung davon wohl lohnt.

Der Gaß von Abbazia hat an sieben nahe gelegnen Örtlichkeiten Gelegenheit, es zu beobachten: in Preluka, bei der Punta Sercica am Eingange des Fjordes von Buccari, bei Buccari selbst, bei Bucarizza, in der Bucht von Dubno, bei St. Jakob und im Hafen Vos auf der Insel Veglia. Überall dort ist das Ufer nicht feicht, man kommt wenige Schritte vom Festland in eine Tiefe von etwa zwanzig bis dreißig Metern.

Kein andrer schwimmender Gaß unsrer Küsten wird mit der gleichen Umständlichkeit empfangen. Die rechtwinklig ausgespannten Netze,*) Kammern darstellend, mit all ihren künstlich darin angebrachten Durchschlupfen, die besonders zu diesem Zweck am Ufer aufgerichteten Gebäude und andre Vorrichtungen, die Teilnahme der Bevölkerung und schließlich auch noch das Mitwirken der Geistlichkeit als Vertreterin der Kirche — das alles kommt nicht annähernd bei andern Hantirungen derartig vor, für die das Meer Saatsfeld ist.

Es wird wohl nur wenige Gäste dieses Strandes geben, die einer den Thunfischen gelieferten „Schlacht“ (die Italiener gebrauchen einen derartigen Ausdruck) zugeesehen hätten. Noch wenigern war es wohl gegönnt, einen Blick

*) Damit ist übrigens keineswegs gesagt, daß der Fang der Thune nur mit feststehenden Netzammern betrieben werde. Nicht wenige werden auch auf dem offenen Meer erbeutet. Man findet den Thun dort meist in Gesellschaft seines nächsten Verwandten, des mittelländischen Boniten, der sogenannten Palamida. Dieser Fisch hat denselben seltsamen Stahlglanz, den man an der ganzen Familie der Makrelen, insbesondere auch an dem mächtigsten, dem Thun, wahrnimmt.

in die Gold- oder in die Totenkammer zu werfen, wie man die beiden hintersten Abteilungen des ganzen Regaufbaus nennt, aus denen es für die eingedrungnen Tiere kein Entrinnen mehr giebt. Wohl keinem Ankömmling aber sind die drei mächtigen am Ufer von Preluka schief über das Meer hinausgeneigten etwa fünfzehn Meter hohen Stangen entgangen, deren oberstes Ende eine Art von Sitz trägt, zu dem man auf Sprossen emporsteigt. Das ist die „Wache,“ wie es die Leute nennen, und der Wächter, der oben sitzt, hat nach dem Herannahen der mit soviel Spannung erwarteten Gäste zu spähen. Er wird alle Stunden abgelöst und hat dies wohl auch notwendig, denn obwohl er sitzt, ist es gewiß eine ganz absonderliche Anstrengung, sich auf dem Ende einer Stange hoch über der dunkeln Flut in der Luft so lange Zeit zu halten und nach jeder Kräuflung der Wasserfläche, die nicht vom Winde ausgehen kann, auszulugen.

Endlich wird eine solche Kräuflung wahrgenommen. Nun giebt die Wache das Zeichen, und am Strande macht sich eine Regsamkeit bemerkbar, die an die einer Truppe erinnert, der man das Herannahen des Feindes meldet. Nicht bloß die Fischer, die an den Tauen beschäftigt sind, womit die Netze eingeholt werden sollen, halten sich bereit, es kommen Leute von weit und breit, es erscheint auch der Geistliche, der das Meer segnet, eine Hilfeleistung, für die ihm, nebenbei gesagt, der erste gefangne Thun zufällt. Es kommen Händler und Leute, die Wein auschenken, Weiber und Knaben, die sich anschicken, einen kleinen Teil der erwarteten Beute alsbald dem häuslichen Herde zuzutragen.

Schon ist aber auch noch ein andrer Bote gekommen, nämlich die Weißflügelgesechwalbe, die man als den Vorläufer einer Schar von Tünen betrachtet. Dieser Vogel nährt sich von kleinen Fischen und hält sich nach einer Überlieferung gern über solchen Stellen des Meers auf, wo ein Schwarm von Thunfischen gegen die Oberfläche heraufkommt. Die Fischer wollen ihn oft haben auf den Stricken des Netzes, die auf dem Wasserspiegel sichtbar sind, sitzen sehen. In ihrer Sprache heißt er deshalb Thunfischvogel (tunezie).

Je höher das Netz emporgehoben wird, desto mehr steigert sich die Aufregung, und zwar nicht nur unter den versammelten Menschen, sondern auch unter den Fischen. Während jene ihre Beute, auf die sie hoffen, mit Geschrei begrüßen, wallt das Meer schäumend auf über den gewaltsamen Bewegungen der großen Tiere, die, indem sie allenthalben Hindernissen begegnen und eine Empfindung von ungewohnten Vorgängen haben, das Wasser peitschen.

Allerdings erweist sich der Thun auch insofern als „Aprilfisch,“ als er oft die Leute mit ihren Hoffnungen in den April schießt. Statt der Fleischaufen, mit denen die bereit gehaltenen Geschirre bedeckt werden sollen, kommen dann nur ein paar verlorne, einsiedlerische Wanderfische zum Vorschein. Es geht nicht immer so, wie vor einigen Jahren zu Buccari, daß mit einemmale

mehr als tausend dieser Tiere herausgezogen werden. Das ist aber keine Kleinigkeit, wenn man sich vergegenwärtigt, daß viele ein Gewicht von zweihundert Kilo haben, ja daß man auch schon solche von mehr als dreihundert aus dem Meere gezogen hat.

Der Austritt, der nun folgt, ist bei uns nicht so wild und gewaltthätig, wie ihn seinerzeit der Abbate Cetti beschrieb, der die Matanza, d. h. die Schlachterei an den sardinischen Küsten mit angesehen hat. Dieser erzählt, mit welcher Wut die Totschläger arbeiten, weil sie einen gewissen Anteil an der Beute erhalten und deshalb so viel wie möglich, und hauptsächlich die größten Thune, zu töten suchen. Einem Menschen, der ins Meer fiel oder sonst in Gefahr käme, würden sie jetzt gewiß nicht zu Hilfe kommen, wie man während der Schlacht auf die Verwundeten auch keine Rücksicht nimmt. Man schlägt, schreit, wütet und zieht den Thun so eilig wie möglich aus dem Wasser. Nachdem sich die Fische einigermaßen vermindert haben, wird eingehalten, die Kammer von neuem herangezogen, der noch übrige Fang enger eingeschlossen: und ein neuer Sturm erhebt sich, ein neues Morden beginnt. So wechseln Schlagen und Anziehen des Netzes, bis endlich auch der Boden der Totenkammer nachgekommen und kein Thun mehr übrig ist. Das Blut der Fische färbt weithin das Meer.

So heißblütig sind unsre Leute an der Adria nicht. Sie werfen die Fische an eine umzäunte und abgegrenzte Stelle, wo sich nur sehr wenig Wasser befindet. Dort schlagen diese um sich, drängen und quetschen sich, bespritzen die Steine mit Blut, bis sie erschöpft oder leblos den Menschen zum Opfer fallen, die alsbald mit ihren Messern herankommen. Die Menschen aber drängen sich nicht minder zusammen, um im größten Getümmel und in der ärgsten Aufregung so rasch wie möglich ein Stück zu erwischen. Solchen Tieren gegenüber, die die Größe eines Mannes haben, und im Angesicht des Blutes, das weithin das Ufer färbt, der scharfen Messer, die in den Eingeweiden arbeiten, kann man wohl auch daran denken, daß das Gejohle und Geschrei mit einem tiefinnerlichen Zug in den Menschen zusammenhänge, der sich besonders laut dann äußert, wenn sich eine große Menge angesammelt hat — nämlich an die Berauschung oder die Genugthuung durch und an Massenmord. Es ist das eine Mitgift unsrer Substanz, die bei allen derartigen Gelegenheiten durchschlägt.

Die Tiere werden dann auf einer Art von Gerüst aufgehängt, nachdem ihr Unterleib auseinandergeschnitten und die getrennten Körperhälften durch hineingeschobne Stäbchen auseinandergespreizt worden sind, damit die Luft freien Zutritt habe.

Cetti erzählt, daß auf diesem Schauplatz jedermann Dieb sei. Das Stehlen sei hier weder eine Schande, noch ein Verbrechen. Dem ergriffnen Diebe widerfahre weiter nichts, als daß er das gestohlene Gut wieder verliere.

Habe er es aber schon in seine Hütte gebracht, so sei es in Sicherheit. Hierin liege eine gewisse Billigkeit; denn der Lohn, um den der Unternehmer die Arbeiter dinge, stehe mit der ihnen aufgegebenen Arbeit in keinem Verhältnis, und um einen Ausgleich zu treffen, müsse zu dem versprochenen Lohne noch eine gewisse Zugabe kommen. Aus diesem Grunde läßt der Padrone das Stehlen unter der Bedingung zu, daß es geschehe, ohne ihm kund zu werden. Diese Art von stillschweigendem Übereinkommen und der Gebrauch, daß der Padrone sein Eigentum rettet, wenn er den Räuber fängt, macht ihn und seine Beamten außerordentlich aufmerksam, wogegen die Diebe, die weder Beschimpfungen noch Strafe, sondern nur Verlust des Gutes zu befürchten haben, überaus dreist und flink sein müssen. Beim Stehlen einzelner Stücke lassen sie es nicht bewenden; das Beutemachen erstreckt sich auf ganze Thune, und sie wissen tausenderlei Kunstgriffe anzuwenden, um sie in Sicherheit zu bringen. Mit der Hurtigkeit eines Taschenspielers lassen sie einen Thun verschwinden, wie ein anderer eine Sardelle einsteckt.

Von derlei Vorgängen und Übungen habe ich an unsrer Küste niemals etwas gehört. Es ist das offenbar eine Lücke in ihrer Kultur. Dagegen dürfte dort, unter den Sardinern und Provenzalen, auch der naive Brauch nicht vorkommen, den man, wie Dragutin Hirc in seinem Hrvatsko Primorje (Das kroatische Küstenland) erzählt, noch immer bei den Vorbereitungen zum Fang beobachtet. Es wird berichtet, daß die Fischer, wenn sie die Netze in Bucarizza, wo sie aufbewahrt werden, abholen, um sie auf den Fischplatz nach Buccari zu bringen, unterwegs von der Barke aus ins Meer hinein reden, als ob sie mit dem Thunfisch sprächen, und sagen: Siehst du, das ist für dich der Weg zur Tomnara! (Fangplatz).

Diese Leute, die sich mit dem Thunfischfang abgeben, sind weder aus Preluka, noch aus Abbazia, noch aus Buccari, noch aus irgend einem andern der benachbarten Küstenorte, sondern sie kommen fast samt und sonders aus dem weiter südlich gelegenen Cirkvenica, weshalb man sie Kirci nennt. Darauf deutet auch die Bezeichnung des kleinen Molo hin, eines aus Steinen zusammengesetzten halbinselförmigen Baues, der sich am Ufer jedes Fangplatzes befindet, und auf dem einige Säulen zum Befestigen der Winden und Taue angebracht sind. Einen solchen Bau nennt man „kirskischen Landsporn“ (Kirski puntio). Dort sitzen diese Männer, den Kopf mit langen blauen Mützen bedeckt, und treiben allerlei seemännische Allotria, indem sie Polenta kochen, Netze flicken, Löcher in den Säcken zusammennähen, rauchen oder auch bloß tiefsinnig ins Wasser schauen, bis die Wache, die oben auf dem Korbe der Stange sitzt, dieses Stillleben durch den Ruf, der die Ankunft der Thune bedeutet, unterbricht.

Es ist selbstverständlich, daß bei einem solchen Zug auch mitunter Geschöpfe herausgehoben werden, auf die es nicht unmittelbar abgesehen war.

Darunter befinden sich vor allem mancherlei Fische, auch solche, die nur von den Fischern unter sie gerechnet werden, in Wirklichkeit aber keine sind, wie Tintenfische, Sepien und andre Kopffüßer. Derlei hält sich an den Maschen des Netzes festgeklammert. Ein unverhofftes Beutestück anderer Art dagegen ist der Hai, der mitunter auf der Jagd hinter den Thunen her sich in das Tauwerk verstrickt. Wenn man die Anwesenheit eines solchen Gastes wahrnimmt, dann heißt es, das Netz so rasch als möglich herausziehen, weil er es sonst unfehlbar durchbeißt und dann mit ihm auch die Thune sich auf Nimmerwiedersehn empfehlen. Alles läuft dann, um Beile, Bootshafen und ähnliche Werkzeuge zu holen, um für alle Fälle, die sich mit der Ankunft des Ungetüms ereignen können, bereit zu stehen.

Sch selbst war bei einem solchen Austritt gegenwärtig, der fest in meiner Erinnerung haftet. Plötzlich entstand während des Herausziehens des Netzes ein Geschrei, neben dem das übrige Rufen und Brüllen fast wie ein Gelispel klang. Nachträglich, nicht in der Totenkammer, sondern am Ende des Flechtwerks, kam eines jener Ungetüme zum Vorschein, das die Slaven vol (Dchs), die Italiener pesce manzo (Notidanus Griseus Cuv.) nennen, ein rotbrauner Hai. Er war einige Meter lang. Man tötete ihn dadurch, daß man ihn in der Schwebelage im Netz hängen ließ, bis er durch Mangel an Luft zu Grunde gegangen war. Bald lag die Bestie zwischen den Felsen des Gestades auf dem Sand und gemahnte mit ihrer Körperwucht an die Dickhäuter, die noch den Grund bevölkerten, als eben dieser Sand aus dem Meere sich niederschlug. Dieser „Dchs“ fühlte sich fein und sammtig an, wenn man vom Schädel abwärts strich, dagegen rauh und borstig, wenn man die Hand in umgekehrter Richtung bewegte. Die Stachelstacheln starrte ihm weit unten aus dem Rücken. Seine rundlichen Zahnreihen waren ein ganzes Zeughaus. Weißliche Fleischtrümmer, die mit ihm aus dem Netze gehoben worden waren, konnten es bezeugen. Es waren Überreste von Delfinen, die er in seiner Todesangst von sich gegeben hatte. Über dem Gewimmel der Wogen an dem mit Blut befeuchteten Strande trieben sich Möven umher, ihres Anteils an der Beute gewärtig.

Übrigens ist die Erlegung eines derartigen Tiers, obwohl man weder mit dem Fleisch noch mit andern Teilen des Körpers — vielleicht Stücke der rauhen Haut ausgenommen, die man als Reibflächen zum Anbrennen von Zündhölzchen benutzt — etwas anfangen kann, doch nicht so ganz ohne Nutzen für die Fischer. Allerdings wäre die Bestie imstande, schauerhaft unter den Thunen aufzuräumen, und es fehlt nicht an Gewährsmännern, die behaupten, daß ein Hai imstande sei, mehrere dieser großen Fische auf einmal zu verschlucken. Deshalb erhalten die Männer für den Fang eines solchen Tiers aus der Gattung *Carcharias* eine Geldbelohnung, die sicherlich mit ebenso viel Recht ausgelegt worden ist, wie auf das Töten eines Wolfs oder eines

Bären. Denn sein Rachen und sein unersättlicher Bauch wütet nicht nur gegen Fische, sondern auch gegen Menschen, die das Unglück haben, in den Bereich des Tiers zu kommen. Sogar noch auf dem Lande hat man sich vor ihm in Acht zu nehmen. Vor wenigen Jahren wurde zu Buccari einem Manne, der sich als Neugieriger auf dem Hafendamm zu nahe hinangewagt hatte, von einem solchen Fisch, der schon auf dem Trocknen lag, ein Fuß kurzweg abgebissen. Eine solche Zugabe zu dem Schauspiel, das die Ankunft dieser besfloßten Zuzügler aus der Fremde gewährt, steigert natürlich die Wirkung des ganzen Auftritts. Doch bleibt er auch ohnedies so seltsam und merkwürdig, daß ihn niemand vergift.

Wer weiß, wodurch ein Ungetüm, wie der Thunfisch, dieser rohe, ungeschlachte Räuber, in den Ruf eines zärtlichen Ehegatten gekommen ist! Thatsache ist, daß er wegen dieser seiner Eigenschaft bei Hochzeitsmahlen der Römer auf den Tisch gebracht wurde. Vielleicht verdankt er dies dem blinden Eigensinn, mit dem sich die Männchen um die eierlegenden Weibchen an den Küstenscharen und dem verderblichen Netze entgegendrängen.

Wenn wir griechische und römische Bücher hervorholen wollten, so fände man darin eine Menge von Seiten, auf denen dieses Unholds Erwähnung gethan wird; das „sardische Eingefalzene“ war nichts andres als das Fleisch des Thunfisches. Man hat gesagt, daß seine Wanderungen, die seit Jahrtausenden ununterbrochen fortgehn, einem sich unablässig bewegenden Strome von nährendem Fleisch gleichen. Der Mensch kann mit diesem Strome, aus dem ein Geschlecht nach dem andern schöpft, verschwenderisch haufen, und er thut es auch. Viele Tausende von Gulden wirft der gedankenlose Fischer jährlich auf den Schindanger. Denn man hält es nicht für nötig, die ungeheuern Fleischmassen, die an diesen Klippen, insbesondere an den dalmatischen, aus dem Meere gezogen werden, einzusalzen, sodaß man oft die Hälfte der Beute und noch mehr zerstören muß, ehe sie in der Fischhalle zu Triest und Venedig ankommt — eine Art von Verwüstung des Reichthums, wie er leider noch bei andern Erzeugnissen, insbesondere beim Wein, beklagt werden muß.

Ein andrer Fisch, der gleich dem Thun nur plötzlich und zeitweilig in Scharen auftaucht, ist die Makrele (italienisch *Scombro*, slawisch *Locarda*). Auch für das Erscheinen dieses Zugfisches giebt der Frühsummer das Zeichen. Schon am Tage des heiligen Markus (25. April) wird er erwartet. Es ist das derselbe Tag, wo im kroatischen Binnenland von den Geistlichen die Weizenfelder eingesegnet werden. „Der heilige Markus zündet das Meer an und fängt alle Makrelen.“ Am Vorabend sieht man die Feuerzeichen der Fischer, da sie ihr Geschäft meistens bei Nacht, beim Schein von Fichtenholzflammen betreiben.

Gleich dem Fange des Thuns setzt sich auch das Fangen der Makrele den ganzen Sommer hindurch fort. Da es aber nicht nur mit Netzen verschiedener

Art, sondern auch mit Angeln betrieben wird, so ist aus dieser Fischerei ein Sport geworden, den nicht nur die Einheimischen, sondern auch die Fremden, insbesondere auch die Badegäste von Abbazia, mit Erfolg betreiben. Für die, die der Luftkneiperei schlechtweg keinen Geschmack abgewinnen können, und die im Freien immer etwas zu thun haben müssen, wenn sie das von der Natur gebotne genießen wollen, empfiehlt es sich allerdings, in einem leichten Rahn über der krystallinen Fläche zu schweben und sich mit den mancherlei Wechselfällen einer solchen Sanftirung die Zeit zu vertreiben. In dieser Hinsicht kommt von allem, was auf dem Meere vorgenommen werden kann, für den Fremdling nichts so in Betracht, als die Makrelenfischerei. Die Makrelenzeit gestaltet fast das ganze Leben an der Küste um. Der Gast von Abbazia, der sonst, wenn er auf irgend einem der finstern Lorbeerpfade dahinschritt, nur den Kampfergeruch dieser Bäume gewohnt war, wird jetzt auf einmal von einem wenig anmutenden Schwaden überrascht, der von gesottnem Öl ausgeht. Da wird eben in irgend einer der von den Baumwipfeln versteckten Hütten das unvermeidliche Makrelengericht gebraten. Der Einheimische, den man hie und da herumlungern zu sehn gewohnt war, ist jetzt von seinen Standorten verschwunden. Er fischt auf Makrelen oder auf Köder, die er zu diesem Fischfang braucht. Aber auch die deutschen Stammgäste in der berühmten „Schwemm“ des Hotels Stephanie, die sonst niemals bei ihrem Spatenbräu oder Wiener Lagerbier fehlen, vermiffen den einen und andern ihrer Genossen. Er ist in einem Rahn aufs Meer hinausgerudert und kommt vielleicht noch vor Schluß der Sitzung mit einem Haufen der in Regenbogenfarben schimmernden Stachelnasser zurück, die selbst als Geschenk nur mit Mühe angebracht werden können, weil allenthalben Überfluß vorhanden ist. Im Frühjahr 1892 z. B. waren diese Fische, dem Binnenländer ein Lackerbissen, an der Küste nahezu unverkäuflich, und Hunderte von Zentnern verdarben, weil niemand davon etwas wissen wollte. In manchem Jahre, wie 1891, werden jedoch die Menschen um diesen Genuß gebracht. Wie zeitweilig unter den Tieren des Festlandes oder auch unter Krebsen und andern Geschöpfen reißt da eine Art von Seuche ein. Auch das Meer, die heilkräftige Wiege alles Lebens und alles Gewordnen, bleibt davon nicht verschont. Man zog damals kaum eine Makrele aus dem Wasser, in der sich nicht gewisse Entozoen befanden. Feuer hat man diese Beobachtung nicht mehr gemacht.

Ein andres Fischereivergnügen, dem auch die Gäste während der Frühlingsmonate gern obliegen, ist das Harpuniren allerlei Seegetiers, insbesondere des mittelländischen Stockfisches (Mfinello) und anderer Dorsche. Auch diese Beschäftigung bietet anziehende Nachtbilder. Der Jackelschein erhellt das klare Wasser bis zum Grunde hinab, und der, der vorgebeugt bei der leisen Fahrt über den Rand der Barke schaut, späht in das geheimnisvolle Treiben auf dem Grunde. Zäh faßt die vierzackige Gabel hinab, sie hat sich in einen

Fisch eingebohrt, der, vom Glanze wie betäubt, sich dem Verfolger nicht zu entziehen wußte. Im nächsten Augenblick liegt das Tier zappelnd auf dem Boden der Barke. Mild weht der Seehauch, kaum hörbar plätschern winzige Wellen am Ufer, die Fläche ist glatt, und die Fischer im blutroten Lichte der von Harz genährten Flamme erscheinen als wunderbare Eindringlinge in dieser Finsternis der Wasser.

Als Gegensatz hierzu mag man sich die Umgebung vorstellen, in der der Gast, der das Meer nicht nur als Wasser-, sondern auch als Luft- und Sonnenbad ausnutzen will, an einem Sommermorgen seine Fangschnüre auswirft. Da ist die blaue, tief aufgewühlte Fläche, über die unter sonnigem Himmel der Maestro dahinsaußt, der Schönwetterwind. Silberne Spitzen züngeln am Ufer hinauf, draußen schwanke blendende Segel. Zwischen die Felseninseln hat sich besonnener Nebel eingelegt, aber alles weit und breit funkelt, silberfüßig wandelt Amphitrite, Lichtdreiecke zurücklassend, über die Meere. Trotz Sonnenglanz schwebt die bleiche Mondhalbkugel hoch oben im Blauen, draußen aber, am weiten Gesichtskreis, liegt die lange Linie einer Rauchbank, die irgend ein entschwendnes Dampfschiff gezogen hat.



Ein rettender Gedanke



ie kurzfristig sind doch die hoffentlich nur die Minderzahl ausmachenden Menschen, die noch immer nicht die hohe Bedeutung des Zeitungslesens für das moderne Kulturleben voll und ganz würdigen! Allerdings besteht zwischen Zeitung und Zeitung ein Unterschied. Allein die öffentliche Meinung erfreut sich so vieler auf der Höhe ihrer Mission stehenden Organe in den kleinsten wie in den größten Städten (und Formaten), daß die Ausrede der Unkenntnis absolut unzulässig ist. Und wenn man nicht auffallenderweise unterlassen hätte, mich zu der berühmten und folgenreichen Schulkonferenz beizuziehen, würde ich mich mit solcher Entschiedenheit auf die Seite der erleuchteten Reformatoren unsers veralteten Unterrichtswesens gestellt haben, daß ich, wenn auf deren äußerstem Flügel kein Platz mehr für mich gewesen wäre, mich nicht bedacht hätte, mit dem Kopfe durch die Wand — der alten Vorurteile — zu rennen. Ich würde die Ansicht zur Geltung gebracht haben, daß alle höhern Bildungsanstalten in Fachschulen umzuwandeln seien, da das, was man allgemeine Bildung nennt, viel rascher, bequemer und mit viel geringern Kosten aus den Tagesblättern gelernt werden kann. Natürlich dürfte die wichtigste Fachschule, eine